

Ute Straub

Professionalisierung in Frauenhäusern

(Einführungsvortrag für das 12. bundesweite Frauenhaustreffen 26.-29.11.1992 in Heidelberg)

Die Professionalisierungsdebatte ist so alt wie die Frauenhäuser selbst. Professionalisierung - soviel zur Definition - heißt in unserem Kontext: die Angleichung der Arbeit im Frauenhaus an traditionelle Formen der Sozialarbeit.

Für mich persönlich ist es eine große Freude, heute abend hier das Einführungsreferat halten zu dürfen. Ich habe mich mit dem Thema: "Professionalisierung und Institutionalisierung in einem feministischen Projekt", - im Frauenhaus - , in meiner Dissertation beschäftigt. Meines Wissens nach war das die erste wissenschaftliche Arbeit im Zusammenhang mit Frauenhäusern, die sich nicht nur - wobei natürlich in Führungszeichen stehen muß - mit dem Phänomen Gewalt gegen Frauen, mit der Situation mißhandelter Frauen auseinandersetzt, sondern vor allem auch mit der Situation der Mitarbeiterinnen/Vereinsfrauen und dem Verhältnis zwischen den beiden Gruppen: Vereinsfrauen und mißhandelten Frauen/Frauenhausfrauen. Ich habe nichts Sensationelles aufgedeckt, ich habe nichts, bisher noch nie Dagewesenes beschrieben. Ich habe lediglich das, was jeder Vereinsfrau, jeder Frauenhausmitarbeiterin auf den Nägeln brennt, wissenschaftlich analysiert. Ich habe Alltagsprobleme noch einmal aufgezeigt, die wir in der ersten Generation von Mitarbeiterinnen im Heidelberger Frauenhaus spätestens 3 Monate nach Eröffnung desselben immer wieder diskutiert und vergeblich zu lösen versucht haben.

Obwohl ich mich während des gesamten Forschungsprozesses von 1983 - 1987 brav an die Maxime der Frauenforschung gehalten und meine Arbeit immer wieder mit der "Basis" diskutiert habe, war die Rezeption zunächst gleich null.

Ich denke, das hängt damit zusammen, daß die Frage der Professionalisierung natürlich Tabus berührt, die die Frauenhausarbeit ganz existentiell in Frage stellen.

Zum anderen hat es sicherlich etwas mit jenem Phänomen zu tun, daß Erfahrungen auf einer theoretisch-abstrakten Ebene kaum vermittelbar sind. Erfahrungen müssen gemacht werden, jede muß selbst durch, und so hat es mich nur wenig gewundert, daß wir neulich ein Vereinsplenum zur Vorbereitung dieses Treffens hatten, in dem ich mich um 10, 12 Jahre zurückversetzt fühlte. Für jede Frau, die neu in die Frauenhausarbeit einsteigt, stellen sich die Probleme in "jungfräulicher" Form, und jede Frau schlägt sich mehr oder weniger allein durch, auf der Suche nach (Selbst-)Erkenntnis in ihrer Doppelrolle als "politisch Engagierte" und "professionelle Helferin". Es gibt bisher einfach kein kollektives Bewußtsein für die ganz spezifischen Probleme der Frauenhaus-Arbeit.

Doch das nur am Rande, wichtiger in diesem Zusammenhang sind die angesprochenen Tabubrüche.

Tabubruch wird in sogenannten primitiven Gesellschaften mit dem Tod oder mit dem Ausschluß aus der Gemeinschaft bestraft. Je mehr äußere Feinde eine Gesellschaft hat, je ausgeprägter ihr Minderheitenstatus ist, um so rigider muß sie auf die Einhaltung der Tabus achten, denn das sichert den Zusammenhalt. Und Frauenhäuser haben viele Feinde: Männer, Nicht- bzw. Anti-Feministinnen, Verwaltungen und Ämter aller Art, männerdominierte Parteien etc., all jene, die fürchten müssen, daß die Frauenhausbewegung ihr Ziel, das Bild von der heilen Familie zu zerstören und die gesellschaftliche Ordnung damit in Frage zu stellen, erreichen könnte.

Dazu kommt das, was ich als unsere "inneren Feinde" bezeichnen möchte und die sich leider professionalisierungsfördernd auswirkt:

Das ist Erstens die Ausdifferenzierung der Frauenbewegung: die Frauenbewegung gibt es nicht mehr. Wir suchen vergeblich nach einer Theorie der Frauenbewegung, an der wir uns orientieren könnten.

Auch hier: postmoderne Beliebigkeit oder was auch immer das ist.

Dann gibt es Zweitens die zunehmende (Akademiker)- Arbeitslosigkeit, deren eine Konsequenz ist, daß wir auch im Frauenhaus an der Erhaltung unseres Arbeitsplatzes interessiert sein müssen. Arbeitsplatzsicherung geht gerade im sozialen Bereich einher mit der bewußten oder unbewußten Reproduktion von "Fällen". Oft genug stellen wir dabei fest, daß uns unsere eigene Sozialisation einen Streich spielt: unser "Hege- und Pflorgetrieb" bricht sich Bahn. Opfer - oft willfährige Opfer - dieser Ausbrüche sind die Frauenhausfrauen. Das kann wie eine Droge sein, ein Aufputzmittel in der Routine des Frauenhaus-Alltags. Denn daß andere auf meine Hilfe angewiesen sind, vielleicht sogar von mir abhängig, verleiht mir ein Gefühl von Macht. Daß dieses Machtgefühl, die sogenannte Versorgungsmacht, nur eine miese Ersatzdroge ist, um die politisch-gesellschaftliche Ohnmacht von Frauen und besonders von Frauen in sozialen Berufen zu überdecken, ist eine eigene Diskussion.

Eine dritte Schwierigkeit liegt in der schrittweisen Annäherung der "heimlichen" Konzeptionen von autonomen Frauenhäusern und den sogenannten Gegenhäusern. Ich sage "heimlich", weil es auf dem Papier natürlich eindeutige Unterscheidungsmerkmale gibt. Doch seit es Vereine mit dem Namen "Frauen helfen Frauen" gibt, wird bei der Selbstdarstellung eine Doppelstrategie gefahren. Nach außen stellen wir uns dar, als hätten wir unsere Ansprüche verwirklicht. Ein aktuelles Beispiel dafür ist der Vortrag einer Erlanger FH-Mitarbeiterin auf einer AWO-Tagung (Oktober 1991): "...im autonomen Frauenhaus gibt es weder Hierarchie noch Konkurrenz, alle machen alles und alle Arbeiten sind gleichwertig..."

Innerhalb unserer Zirkel diskutieren wir jedoch sehr heftig jene Strukturen, die wir den Gegenhäusern vorwerfen: es gibt Hierarchien, sowohl unter den Mitarbeiterinnen (Einige haben mehr zu sagen als Andere), als auch hinsichtlich der Arbeitsgebiete (an erster Stelle Öffentlichkeitsarbeit, an zweiter die Arbeit mit den Frauenhausfrauen, zum Schluß die Kinderarbeit). Und wollten wir z.B. die Forderung nach Transparenz unserer Arbeit gegenüber den Frauenhausfrauen einlösen, d.h. konkret 100 Frauen pro Jahr (in Heidelberg) verklickern, was wir da eigentlich im Büro vor uns hinwurschteln, kämen wir zeit- und energiemäßig total ins Schleudern. Betrachten wir die Diskussion um Autonomiedefinition etwas näher, dann wird klar, daß wir ganz schön am Schwimmen sind. Da werden Grundsätze entwickelt, die ein Frauenhaus zu erfüllen habe, um sich autonom nennen zu dürfen, gleichzeitig werden diese Forderungen wieder aufgehoben. Das hört sich dann so an: "Die Grundsätze sollen weitestgehend erfüllt werden und Kompromisse müssen vertretbar sein" oder: "Die Umsetzung in die Praxis ist anzustreben und sobald wie möglich zu verwirklichen". Das kann alles und nichts bedeuten und zeigt, wie hilflos wir sind, wenn wir versuchen, uns über den Begriff "Autonomie" abzugrenzen.

Der vierte Punkt ist die Enttäuschung, die in unseren Herzen wühlt darüber, daß sich die Frauenhausfrauen nicht mit dem Projekt Frauenhaus identifizieren und mit feministischen Gedankengut schon gleich 2x nicht. Da stellt sich doch die Frage, für wen wir uns eigentlich so krummlegen. Stichwort: "Wir sind kein Hotel". Welche Frauenhausmitarbeiterin hatte nicht schon Gedanken wie: "Wenn schon Dienstleistungsbetrieb, dann kann ich doch auch gleich in einer stinknormalen Institution arbeiten gehen, wo von vornherein klar ist, wer hier wessen Elend verwaltet, wo es Dienstanweisungen gibt und Chefs, die gefälligst Entscheidungen zu treffen haben, denn dafür werden sie besser bezahlt als ich."

An dieser Stelle schließt sich der Kreis der Professionalisierungsdebatte, doch darauf komme ich gleich noch einmal zurück.

Diese Auflistung zeigt: das Frauenhaus hat viele Feinde, äußere wie innere, folglich herrscht also auch eine strenge Tabupolitik. Wir tun uns schwer, die schleichende Anpassung unserer heißgeliebten feministischen Projekte an die Bedingungen einer real-existierenden, sozial-arbeitenden Institution zu akzeptieren.

Deswegen, wie gesagt, freue ich mich, daß die Professionalisierungsdebatte nun Frauenhaus-öffentlich auf breiter Ebene stattfindet, und es gibt mir das Gefühl, nicht nur zu meinem persönlichen Vergnügen geforscht zu haben.

Bei den Überlegungen, ob wir nicht doch lieber in einem ganz normalen Dienstleistungsbetrieb arbeiten sollen, beißt sich, wie gesagt, die Professionalisierungsdebatte in den Schwanz. Es war nämlich genau die Kritik an herkömmlicher, professioneller Sozialarbeit, die in den siebziger Jahren die Frauen veranlaßte, den traditionellen Institutionen den Rücken zu kehren und sich eigene Einrichtungen zu schaffen. "Mütterlichkeit als Beruf", das Bemuttern, das Helfen und Dienen, das Aufopfern für andere - alles sogenannte spezifisch weibliche Eigenschaften, die in der Sozialarbeit besonders gefragt sind - wurden abgelehnt. Eine Analyse der Sozialarbeit zeigte auch, daß sie sexistische Wertsetzungen weiterträgt und verstärkt, indem bei den Klientinnen geschlechtsrollenkonformes Verhalten positiv sanktioniert wird. Es wurde auch die Frage nach der Motivation gestellt: was bringt Frauen dazu, gerade diesen Beruf zu ergreifen? Wie abhängig sind Frauen bei ihrer Identitätsfindung davon, andere Menschen zu versorgen, "wiederherzustellen"? Wieweit ist die Sozialarbeit nichts anderes als die - bezahlte - Fortführung der Reproduktionsarbeit in der Familie?

Die Konsequenz: raus aus der herkömmlichen Sozialarbeit und rein in die feministischen Projekte, wo wir gesellschaftsverändernd statt strukturverfestigend arbeiten würden, selbstbestimmt, ohne Druck und Hierarchie. Wir sahen uns als die besseren Arbeitnehmer innen, das Frauenhaus per se als "politischen" Arbeitsplatz mit revolutionärem Potential. Daraus ergab sich ganz logisch der Versuch, Professionalisierung zu vermeiden, d.h. sich den berufstypischen Anforderungen der Sozialarbeit zu verweigern. Wir wollten nicht als "Erfüllungsgehilfinnen des Patriarchats" arbeiten, statt dessen seine strukturellen Misereen aufzeigen und dazu beitragen, die Gesellschaft zugunsten der Frauen zu verändern. Feministische Sozialarbeit wollte Abstand nehmen von männlich orientierten Normen, z. B. für abweichendes Verhalten oder Hilfsbedürftigkeit, und sie wollte die gemeinsamen Lebenserfahrungen von Sozialarbeiterinnen und betreuten Frauen/Klientinnen in den Mittelpunkt stellen. Mit dieser Vorgabe schien es möglich, das sozialarbeitstypische "doppelte Vermittlungsproblem" aufzuheben. Diesen Begriff möchte ich, weil er so grundlegend für unsere Arbeit ist, kurz erläutern:

Sozialarbeit ist eine personenverändernde Dienstleistung. Um bei anderen Menschen eine Veränderung von Werthaltungen, Motivationen, Einstellungen oder Wissensbeständen zu erreichen, muß ich technisch-instrumentelles Wissen einsetzen. Dieses Wissen macht mich zur Expertin, verleiht mir Prestige und Macht, die Beziehung zu meiner Klientin wird hierarchisch, asymmetrisch.

Auf der anderen Seite ist Sozialarbeit auch funktional-spezifisch, d.h. ich will ein bestimmtes Problem meiner Klientin lösen. Dazu brauche ich ihre Mitarbeit, ihre Bereitschaft, mögliche Veränderungen und Rückwirkungen auf ihre Lebenswelt zu ertragen, mitzutragen. Dies wiederum kann nur in einer gleichberechtigten, symmetrischen Beziehung zwischen ihr und mir geschehen, denn in ihrem Alltagswissen um die eigene Situation ist sie mir gleichgestellt.

So hüpfе ich also zwischen diesen beiden Kommunikationsebenen immer hin und her, denn nur, wenn es mir gelingt, diese beiden Ebenen auszubalancieren, kann ich den optimalen Punkt meines professionellen Handlungssystems erreichen. Mehr oder weniger ein Glücksspiel.

Mit der Prämisse der "jungen" Frauenhausbewegung: "Wir sind alle von struktureller Gewalt betroffen" schien sich dieses doppelte Vermittlungsproblem in Luft aufzulösen, denn - so wurde unterstellt - Vereinsfrauen und Frauenhausfrauen haben ja das gleiche Interesse an persönlicher und politischer Veränderung. Der Einsatz technisch-instrumentellen Wissens würde sich erübrigen (ganz deutlich wird das an der immer noch strittigen Frage: "Therapeutisierung der Arbeit: ja oder nein?") und so würde keine klare, symmetrische Beziehung zwischen den beiden Gruppen möglich sein.

Die Autonomie der Frauenhäuser sollte eine zusätzliche Garantie dafür sein, parteilich arbeiten zu können, ohne Kontrollinstanz, ohne den Druck, "Normalisierungsarbeit für das System" leisten zu müssen.

Doch die Frauenhausrealität schlug erbarmungslos zu. Die Frauenhausfrauen wollen keine Beziehung

von gleich zu gleich, sie wollen Expertinnen, die sie um Rat fragen können und die auch in der Lage sind, ihnen Rat zu erteilen. Sie fühlen sich nicht geehrt, wenn sie an der Öffentlichkeitsarbeit beteiligt werden sollen, sondern eher unter Druck gesetzt. Putzdienst und Anwesenheitspflicht bei Hausversammlungen und gelegentlich auch die "Männerfrage" (Männerverbot im Haus) werden zur Zerreißprobe, die der Anspruch auf symmetrische Beziehungen nicht überlebt. Je länger, um so deutlicher zeigt sich, daß jede Gruppe in ihren eigenen Normen und Wertmustern verhaftet bleibt, daß eine gemeinsame Situationsdefinition, die die Voraussetzung für die geplante Flucht aus den sozialarbeiterischen Fallen gewesen wäre, nicht existiert.

Im Team entwickeln sich hierarchische Strukturen, der Anspruch auf Transparenz der Arbeit wird zur Überforderung, die Grenzen zwischen haupt- und ehrenamtlicher Arbeit müssen definiert werden, die Zahl der aktiven Vereinsfrauen schwindet, die Belastungen für die Teamfrauen werden immer größer, die sozialarbeiterischen Anteile der Arbeit nehmen gegenüber den politischen zu.

Das Frauenhaus als Institution, die auf Zusammenarbeit mit ämternaller Art, sowie auf Staatsknete und ABM-Maßnahmen angewiesen ist, kann, so wird deutlich, keine autonome und autarke Insel sein.

Und so sind wir tendenziell in genau die gleichen Dilemmata verstrickt, wie jede "stinknormale" Sozialarbeiterin, nur, daß es uns viel schwerer fällt das zuzugeben. Denn es zuzugeben, hieße ja, die oben angesprochenen Tabus anzuknabbern und damit den Zusammenhalt unter uns "Autonomen" zu gefährden. Deshalb werden auf bundes- und landesweiten Treffen immer wieder tabuerhaltende Rituale abgehalten, Wettbewerbe darum, welches Frauenhaus das feministischere ist, transparenter arbeitet, erfolgreicher hierarchische Strukturen vermeidet..

Gleichzeitig erscheinen Stellenangebote, bundesweit ausgeschrieben (auch ein Hinweis auf die schleichende Anpassung, daß Mitarbeiterinnen nicht mehr im eigenen Verein, den Frauenzirkel der eigenen Stadt gefunden werden), die nach Profi-Frauen verlangen: gesucht wird eine "qualifizierte" Frauenhausmitarbeiterin (taz vom 31.10.92). Sie soll folgende Fähigkeiten mitbringen: "selbständig arbeiten" können, Krisenintervention und vertiefende Beratungsarbeit" leisten, zu qualifizierten Einsatz von Medien in der Beratungsarbeit" befähigt sein, eine kritisch-parteiliche Beratungskonzeption im Team" erarbeiten können. Nicht, daß ich diese Fähigkeiten nicht auch wichtig fände.

Auffällig ist aber doch, daß dieses Stellenangebot im Sozialarbeiterinnen-Jargon abgefaßt ist, daß das Wort qualifiziert gleich zweimal auftaucht, daß professionelle Fähigkeiten gefragt sind, daß aber nichts davon gesagt wird, daß die Bewerberin Kontakt zur Frauenbewegung haben oder sonstwie feministisch angehaucht sein solle.

Meine Ausführungen nähern sich dem Ende: Faktisch hat sich gezeigt, daß der Versuch der Professionalisierungsvermeidung in den autonomen Häusern gescheitert ist, scheitern mußte, wenn die Bedürfnisse mißhandelter Frauen ernst genommen werden. Gescheitert ist auch die Hoffnung, die Professionalisierungsvermeidung den Fallstricken der Sozialarbeit zu entgehen, die typischen Dilemmata aufzuheben und klare Verhältnisse zwischen uns und den Frauenhausfrauen zu schaffen. Im Gegenteil: mit der Verleugnung unseres Expertinnenstatus wird das Verhältnis noch komplizierter.

Es bleibt uns nicht anderes übrig, als der Tatsache ins Auge zu sehen, dass Frauenhäuser in den Augen derjenigen, denen sie Schutz und Unterkunft bieten, Dienstleistungsbetriebe sind, daß professionelle Sozialarbeit gefordert ist. Nur, wenn wir das akzeptieren können und es zum Thema machen, darüber sprechen - auch über die Tabus, die damit gebrochen werden - können wir eine Basis finden, um die für unser Selbstverständnis wichtigen politischen Strategien zu entwickeln.

Meines Erachten bleibt keine Frauenhausmitarbeiterin davon verschont, tagtäglich den Balanceakt zwischen politischem und professionellem Selbstverständnis zu vollziehen. Das kann jedoch nur dann gelingen, wenn beide Aspekte gleichgewichtig Anerkennung finden, ansonsten ist der Sturz vom Seil vorprogrammiert. Daß dieser Balanceakt auch ein Kraftakt ist, ist klar und jede Frauenhausmitarbeiterin muß für sich die Entscheidung treffen/wie lange sie genug Kraft dafür hat.

Andererseits ist es doch gerade diese Widersprüchlichkeit, aus der die Frauenhausarbeit lebt, es sind die Widersprüche, die ihr (selbst-)kritisches und kreatives Potential wecken und die sie (zumindest für

alle Anwesenden) so attraktiv macht. Frau kann sich entscheiden, damit gut zu leben und gut zu arbeiten.